

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1914

254 (31.10.1914) Unterhaltungs-Beilage des "Volksfreund"

Unterhaltungs-Beilage

Karlsruhe, 31. Oktober

des „Volksfreund“

Nummer 254 — 1914

Weltfriedhof.

Am Tag Allerheiligen begannen in dunkler Frühe die Gloden ihr traurig ernstes Läuten. Als es hell wurde, frohst und klar, sah man die Leute schwarzgekleidet durch die Gassen gehen. An den Zugängen zur Kirche und zum Friedhof waren kleine Ständchen aufgeschlagen, an denen Räucherkerzen und Blumen feilgehalten wurden. Ästern und Chrysanthemem, die mit ihren vielen Blättern in bunten Sternen aufleuchteten. Die Gärtnersfrau und die Witwe mit ihren Räucherkerzen hatten noch wenig zu tun. Es war eine andere Stimmung als im letzten Jahre. Wenn da die Trauernden auch mit verwinten Gesichtern nach den Gräbern gingen, so hielten sie dort Zweisprache mit den Toten, und es geschah ihnen, als wären die unten für einen festlichen Tag erwaht und würden wie Schatten neben den Verlassenen herwandeln. Es kam ein Trost über die Lebendigen und sie genossen die Stunden, an denen alle Toten für einen Tag ins Gedächtnis des Lebens genommen wurden. Heute waren die Menschen ernster. Sie dachten an ihre Toten, aber ihr Trauern ging darüber hinaus, zu den andern, von denen niemand wußte, unter welcher Erde sie lagen. Und diese Trauer war viel schwerer. Man konnte kein geschmiedetes Bäumchen auf die Gräber legen und sich sagen, dies weihe ich dir. Man mußte allen, die auf fremdem Boden bestattet lagen, etwas von seiner Trauer hingeben. Das Gefühl ließ sich nicht auf ein kleines Mädchen beschränken, man durfte damit nicht geizen und nicht ängstlich sein, seine Liebe noch einem andern zu gewähren. Die Liebe zu dem einen Toten mußte man aufteilen für alle.

Ein Mädchen ging, das seinen Verlobten verloren hatte. „Das Leid trägt sich leichter, weil es viele, alle tragen“, sagte es zu der Witwe, die ihr die Kerzen verkaufte. Eine ältere Bürgerfrau kam dazu. Sie hatte zwei Söhne verloren. Auf dem Friedhof besah sie eine Familiengrabstätte, die sie mit vielen Kosten und gegen den Willen ihres Mannes erworben hatte. „Es ist alles eitel“, hatte der Mann gesagt. Er war auf einer Schiffsreise nach Amerika untergegangen. Die Söhne kamen nun auch nicht ins Familiengrab. Die Frau seufzte: „Ich werde nicht bei den Meinigen liegen, aber mein Herz ist bei ihnen. Ihre Kameraden sind ihnen so treue Gefährten wie ihre Mutter.“

Als sie weiterging, schüttelten die zwei Händlerinnen die Köpfe. Sie hätten nie geglaubt, daß diese Mutter so einsichtig werden könnte.

Arme Frauen mit kleinen Kindern gingen zum Friedhof. Frauen von Tagelöhnern und Fabrikarbeitern, deren Männer im Felde standen. Sie hatten kein Geld, um Blumen zu kaufen. Die Kinder hatten sich bei Nachbarn Herbstweige schenken lassen. Man hatte diese Armen nie beachtet, heute schaute manches mitleidig auf sie, mit fast ehrfürchtiger Achtung. Denn ihre Männer standen im Felde, wie die andern. Die Frauen trugen zu ihrer Armut auch das.

Eine alte Frau hatte ihren Sohn verloren, der ihr alles das bedeutete, was das Leben Gutes an Menschen geben kann. Dieser Sohn war ihr schlechthin Erfüllung des Lebens. Der ganze Ort kannte ihn und darüber hinaus. Im ganzen Lande wußte man von ihm und auch über den Grenzen des Reichs. Es war ein treuerzögiger Junge gewesen, voll Liebe für sein Vaterländchen. Ein geheimer Mensch, der allen im Ort über den Kopf gewacht war und doch voller Anhänglichkeit mit Kinderfrohmüt an seinem Heimatort hing. Er war ein ehrlicher, stolzer Sohn gewesen und lebte nach seinen Überzeugungen selbst ohne Rücksicht auf die Eltern. Da mußten Mutter und Vater eine höhere Liebe aus sich herausringen, die den Sohn wie Segen auf seinen kühnen Lebensfahrten geleitete. Sie hatten sich in ihren alten Tagen noch über die kühne Liebe hinausgehoben — nun ward all die Liebe auf einen Toten gehäuft.

Dies Mütterchen ging, mit einem Arm voll Blumen, auf den Kirchhof. Die Gärtnersfrau sah sie daherkommen, machte ihre schönsten Sterne zusammen und gab ihr das. Unter dieser Last trippelte das Mütterchen weiter. Es sprach sie niemand an. Jeder mußte von ihrem Weh. Sie wartete an einem Gebüsch, bis die Leute mit dem letzten Glodenklang in der Kirche beisammen waren. Als der Friedhof leer wurde, betrat sie ihn. Da hielt sie vor jedem Grab, ein stummes Gebet auf den Lippen, und legte eine Blume nieder. „Für alle Menschen etwas, wie er es geliebt hat“, flüsterte sie. Und als sie damit zu Ende war, setzte sie sich in einen Hain von Cypressen und richtete den Blick auf den Rebhügel, der fast entlaubt war. Nur wenige rote Weinblätter begannen von der morgendlichen Sonne bestrahlt glutrot zu leuchten. Es war das letzte verklärte Leben, das mit liegenden Farben ins Düstere rinn.

Das Mütterchen weinte leise. Sie sah ihren Sohn, wie er über die Köpfe von Tausenden predigte. Und er sprach: Meine Tränen für die ganze Menschheit, Mutter. Nicht für mich.

Sie drückte seinen Kopf an ihre Kniee.

„Ach, Mutter, wie habe ich die Menschen lieb gehabt, sagte er schluchzend. Mit vielen bin ich dahin gegangen, aber ich möchte, daß daraus Leben wird.“

Ihr Herz rührte sie schmerzhaft vor dieser Stimme, die so ärtlich und doch so gewaltig war. Er flehte sie an mit traurig bittender Stimme, sein Wunsch war tief, drängend. Es wurde so still, als warteten tausend bestimmene Herzen auf die Erfüllung. Aber es stand nicht in ihrer Macht, Verheißung zu geben. Ihre Tränen fielen und sie riß sich zusammen zu einem Lächeln, das keinen Zweifel kannte und sprach mütterlich und prophetisch. Es war durch die Erde entkommen. Wohl feuerten die

Es war, als bebe die Erde von den Jubelrufen der Dahingegangenen.

Das Mütterchen verließ den kleinen Totengarten. Es wanderte über die Wege hin, da er als junger Mensch oft gegangen war, den Kopf und den Willen voll von seinen Hoffnungen. Von der andern Seite, über einen Fußpfad, kam ihr Mann herauf. Sie wunderten sich nicht, daß sie hier zusammentrafen. — Sie lebten ja mit ihrem Kind und fanden sich bei ihm. Und in diesem Gelände war ihr Sohn gewachsen und geworden.

„Da fiel mir auch ein“, sagte der Vater, „daß unserem Jungen alles in unserem Dertchen gefiel, nur nicht der Friedhof. Denn er meinte: überall möge er einmal ruhen, nur nicht unter eng bestimmten Erdschollen. Sein Tod wäre — im Sturm verwehen.“

„Wie schön ihm das erfüllt ist“, sprach die Mutter. Fern liegt er von uns und nahe den Feinden, die er geliebt hat.“

Die Alten stiegen wieder in ihre Gasse hinunter. Die Leute sahen, wie das Paar gefahrt war.

Die Gloden läuteten wieder die Vereinigung aller entflohenen Seelen. Wer da Glaube hat, der Berge vereste, hörte aus ihnen ein werdendes Klingeln, zag und so weltentfern, ein Läuten, das die Lebenden Seelen zusammen fleht.

An diesem Tage sanken von allen Friedhöfen die Mauern. Sie wanderten mit ihren Toten über alle Welt. Überall barg die Erde im Sturm Gefallene, dunkle Steine werdenden Lebens.

Aus feldpostbriefen.

Eine Wagentrad rheinischer Pioniere.

Aus Nordfrankreich senden rheinische Pioniere unterm 14. Oktober ds. J. der „Rheinischen Volkszeitung“ folgende Beschreibung einer gefährlichen Erkundung gegen ein feindliches Fort.

Leutnant der Reserve Lt. aus Opladen, Unteroffizier S. aus Köln-Mülheim, Gefreiter Sch. aus Jülich bei Minden und Pionier M. aus Remscheid machten freiwillig eine Patrouille gegen ein feindliches Fort der Stellung **, das einen Tag von unserer Artillerie beschoffen worden war, um festzustellen, ob und wie das Fort zur Verteidigung eingerichtet war, und welche Wirkung unsere Artillerie ausgeübt hatte. Während noch unsere Artillerie schloß, schickte die Patrouille am Nachmittag hinter Büschen und Sträuchern gehend vor. Es gelang, bis auf 500 Meter an das Fort heranzukommen. Sie konnten jedoch nicht weiter, da sie durch die Sprengstücke der eigenen Artillerie gefährdet waren. Gegen sechs Uhr machte unsere Artillerie Feuerpause, welche die Patrouille ausnützte, um näher an das Fort heran zu kommen. Es gelang ihnen, das Drahthindernis zu erreichen. Da sie von dem Fort aus nicht beschoffen wurden, glaubten sie, es sei vom Feinde frei. Die Patrouille umging das Fort, bis sie den Forteingang erreichte. Etwa 300 Meter hinter dem Fort lag ein Bauerngehöft, welches stark zur Verteidigung eingerichtet war. Die Patrouille wagte sich noch weiter vor, um zu erkunden, ob jemand in dem Hofe sei. Sie hatte das Fort nun im Rücken liegen. Hier wurde nichts Feindliches bemerkt. Von hier aus schlichen sie sich wieder zurück, den Hof links lassend, um an die Westseite des Forts zu kommen. Hier fanden sie mächtige Drahthindernisse mit Wollgruben. Durch verschiedene Granatlöcher unserer Artillerie in dem Drahthindernis war ihnen ein Eingang geschaffen. Durch Kriechen flach über den Boden gelang es ihnen, auch die noch nicht zerstörten Drähte zu überwinden.

Möglichst belagern sie Gemeindereiter aus der rechten Flanke, etwa zehn Schuß, es konnte 400 Meter weit entfernt sein. Doch sie wählten nicht darauf; es ging weiter, da sie glaubten, es handle sich um eine eigene Patrouille, da mehrere ausgesandt waren. Es gelang nun, durch den Draht bis an den äußersten Grabenrand der Westseite des Forts zu kommen. Einer der Leute bemerkte, wie hinter ihnen, wo sie hergekommen, eine Menge Stroh brannte, das dort lagerte. Man konnte sich nicht erklären, wie dies in Brand geraten war. Es waren feindliche Soldaten, die den Mäzang der Patrouille sperren wollten.

Im Fort blieb alles ruhig. Unsere Granaten hatten mächtige Löcher auf dem Fort sowie in die Grabenwände, vor denen die Patrouille lag, verursacht. Die Patrouille war, da sie nichts bemerkte, im Glauben, das Fort sei verlassen. Der Unteroffizier S. wollte mittels seines Taschenrechners eine Fahne errichten, um sie auf dem Grabenrand zu hissen. Doch Leutnant Lt. war unterdessen in den Fortgraben gelangt. Mit Hilfe der Löcher in der Grabenwand war ihm dies erheblich erleichtert worden. Die andern folgten ihm. Alle drei sahen nun in einem Granatloch auf etwa fünf Meter Tiefe im Graben.

Pföhllich bemerkte der Gefreite S., wie eine halbrunde Panzerplatte der rechten Grabenlinie hochgehoben wurde — ein Krach, und die Geschosse rasselten über ihnen in die Grabenwand. Ueberrascht und erschrocken schmeigten sie sich am Granatloch an. Eine Feuerwalde nach der andern dröhnte ihnen aus dem kaum zehn Meter entfernten Verderben entgegen. Sie sahen vor der Mündung einer Mitrailleuse, die den ganzen Hebeladen des Forts beschießen konnte. Die Patrouille hatte ihre Hoffnung fast aufgegeben und sah jeden Augenblick ihrem Tode entgegen. Ein Stoßgebot nach dem andern stieg gegen den Himmel. Da kam dem Leutnant der rettende Gedanke mit dem Befehl: einer nach dem andern soll mit der größten Geschwindigkeit von einem Loch zum andern kriechen, um den oberen Grabenrand zu erreichen. Sch. und M. machten den Anfang. Hierbei wurde M. bei dem ersten Versuch, zu entkommen, verwundet, durch einen Schuß in den rechten Arm. Während der Leutnant als letzter noch zurückblieb, erreichte der Unteroffizier mit den beiden den oberen Grabenrand. Trotz heftigem Schmerz bewang sich M., auf einer Seite bis zum Drahthindernis weiterkriechend. Am oberen Grabenrand erhielt der Unteroffizier einen Streifschuß an der rechten Hand. Inzwischen war auch der Leutnant am Drahthindernis angelangt. Alle suchten sich jetzt kriechend, einen andern Weg einschlagend, durch das Drahthindernis zu entfernen, da der Zugang durch das noch brennende Stroh gesperrt war. Sie gelangten glücklich auf das Hauptglacis. Im Marschmarsch ging es jetzt über freies Gelände der Truppe zu. Unterdessen war ein Teil der Besatzung des Forts, etwa 20 Mann, von rechts wie links aus dem Fort ausgejagt, um die Patrouille einzuschließen. Es gelang ihnen nicht; die Patrouille war durch die Rinde entkommen. Wohl feuerten die

Franzosen jetzt lebend in Entfernung von vielleicht 50 bis 100 Metern, doch die Schüsse gingen zu hoch. Am Laufende wurde dem Pionier durch den Leutnant der Kopf ausgezogen, um ihm den Notverband anzulegen und einer Verblutung vorzubeugen. Glücklicherweise erreichte die Patrouille einen Fohweg, wo sie gedeckt entkommen konnte, da die feindliche Artillerie aus dem Fort Schrapnellschüsse abfeuerte.

Unterdessen war es dunkel geworden; die Patrouille hatte noch acht Kilometer bis zu ihrer Kompagnie. Vollständig erschöpft kamen alle glücklich in ihr Lager zurück. Doch bevor sie zur Kompagnie kamen, mußten sie noch zum Brigadestab. Unter Gähnen wurden sie von den Offizieren empfangen, und mit einem Glas Wein gestärkt. Gleichzeitig wurden die Verwundeten von dem dort befindlichen Stabsarzt verbunden. Leutnant Lt. als Patrouillenführer konnte jetzt wertvolle Meldung machen. Die Patrouille wurde sofort auf Befehl der Division zur Verleihung des Eisernen Kreuzes eingeteilt. Dieses zielt jetzt die Brust der Tapferen.

Die Gefahren der „Goulashkanone“.

Ein Gastwirtsgehilfe, der als Koch im Felde steht und die Feldküche, von dem Soldaten „Goulashkanone“ genannt, zu bedienen hat, sendet seiner Schwester diesen charakteristischen Brief, der uns gleichzeitig die Persönlichkeit des Schreibers in bestem Lichte erscheinen läßt.

....., 19. 9. 14.

Meine liebe Schwester!

Erst heute komme ich mal endlich dazu, Dir durch einen Brief über mein Befinden näheren Aufschluß zu geben und mich vor allen Dingen für die Liebesgaben, die Du mir gesandt hast, herzlichst zu bedanken. Kam einmal ein freies Stündchen und wollte ich den Bleistift zur Hand nehmen, so nahmen mich meistens meine Kameraden in Beschlag, ihnen etwas zu braten. Ich glaube, daß ich Dir schon mitgeteilt habe, daß ich als Koch bei einer Feldküche kommandiert bin. Ich bin nun, trotzdem ich nicht direkt in der Feuerlinie bin, schon sehr oft beschossen worden. Erst gestern mittag wieder, als ein feindlicher Flieger unsere Stellung berraten hatte, wurden wir mit einem förmlichen Granat- und Schrapnellregen überschüttet. Zum Glück hatten wir wenig Verluste. Unsere Küche wurde nur durch einen Ausbläser am Kamin leicht demoliert und zwei Mann von den 20 Mann alle niedergeworfen, und das Feuer sprühte uns um die Augen. Ich fand mich auf dem Erdboden liegend wieder und als ich mich durch Befühlen meines Körpers davon überzeugt hatte, daß ich nicht verwundet, wollte das Gausen in den Ohren kein Ende nehmen. Die Franzosen haben viele Windgänger. Einer davon blieb auf der Erde liegen, wohl 1/2 Meter lang und drei Zentner schwer. Natürlich sind wir vorsichtig damit umgegangen, denn die geringste Bewegung kann das Geschloß zum Klappen bringen. Diese haben eine furchtbare Wirkung; wohl bis vier Meter tiefe Löcher werden aufgewühlt. Ueberhaupt: wo eine Feldküche ist, da ist auch Feuer... Wir müssen mit verschlossenem Kamin arbeiten und den Rauch entgegengekehrt, nach dem Erdboden leiten, denn die geringste Rauchwolke verrät uns. Die Franzosen haben nur selten Feldküchen. Und bei der Mächtigkeit derselben versteht man leicht den Wunsch der Franzosen, unsere Truppen die Verpflegung abzuschneiden. ...

Liebe Schwester, ich darf Dir auch mitteilen, daß ich dem 2. 9. Gefreiter bin. Das war eine Auszeichnung für mich, denn ich bin der einzige von meinem Jahrgange, der die Anspitze trägt, und das kam so: Unsere Kompagnie lag vorn am Feind in Schützengruben, und wir durften wegen Lebensgefahr mit unserer Küche nicht herankommen. Da wir momentan die Unteroffiziere in der Front nötiger haben, war gerade keiner bei der Küche. Nun wurden wir Leute vom Drang erfüllt, unsere Kameraden in Eimern, welche wir in einem brennenden Dore zusammengefaßt hatten, Essen zu bringen, und haben es auch getan. Wir sind nicht eher gewichen, bis wir all unser Essen an die Leute abgegeben hatten. Anderen Tags wurde im Karolebefehl bekanntgemacht, daß der Kutscher, ein Reservist, und ich zu Gefreiten ernannt seien, und dieses vom Major aus. Siehst Du, liebe Schwester, auch so kann man sich nützlich machen! Die Löhnung ist um 2 Mk. gestiegen, und vielleicht bekomme ich auch noch das Eisenerne Kreuz. Alle zwei Tage schlachten wir ein Kind, und um eins zu bekommen, müssen wir ins Depot M... fahren; dort kauft noch ziemlich Vieh auf den Feldern herum. Und dort wird es an Ort und Stelle geschlachtet. Na, das ist ein Leben, wie man es sich nicht vorstellen könnte! Gestern morgen, als ich gerade ein Stück vom Fliet ab, kam ein Wannenleutnant zu mir herangeritten. Er hielt 5 Mk. in der Hand und bot mir das Geld für ein Stück des selben Fleisches. Selbstverständlich habe ich ihm das Stück umsonst gegeben. Er gab mir darauf ein paar Zigaretten. Man glaubt gar nicht, wie hoch der Tabak bezahlt wird. Für drei Zigaretten oft 2 Mk. Aber auch den Franzosen geht es so und noch viel schlimmer, denn diese haben noch selten eine Feldküche. Das ganze Kochgeschick tragen die Franzosen auf dem Buckel nach, und daß sie jetzt nicht braten können, wo wir ihnen auf 500 Meter gegenüberliegen, darf man glauben. Der Feuerstein würde direkt von uns unter Feuer genommen. Ich darf euch das Un glaubliche mitteilen: Franzosen kommen ohne Waffen, nur mit dem Kochgeschirrbestel zu uns in die Schützengruben und verlangen etwas zum Essen. Natürlich wird ihnen das in den meisten Fällen gewährt. Die Franzosen aber bleiben zur Vorjorge vorläufig gefangen. So ist es wirklich schon drei- bis viermal in unserer Kompagnie geschehen. Nach Aussagen der Gefangenen muß es aber auch schrecklich zugehen. Die Leute haben nichts zu essen und sind ganz entnütigt. Von einem gut Deutsch sprechenden Franzosen wurde uns erzählt, daß französische Offiziere die Leute mit dem Revolver in die Schützengruben treiben mußten. Hoffentlich nimmt alles bald ein Ende. ...

Vor der Schlacht.

Ihr alle, die meine Seele hassen, habt weinende Augen zu Hause gelassen, eine Stube, in der alles nach euch schreit. Mir gehts nicht anders wie euch da drüben. Bitter schwer ist es, das Werdende zu üben, ist man ein wenig zum Denken bereit. Aber im eisernen Pfiff der Gewehre steht man in harter und bitterer Lehre. Was nützt das Stimmen, die Stunde schlägt, in der proletarisches Blut muß fließen, damit unsere Kinder dürfen genießen im Frieden das Brot, das die Zukunft trägt.

Alfons Besold.

